

SACRIFICE AND REGENERATION. THE LEGACY OF
THE GREAT WAR IN INTERWAR EASTERN EUROPE

In den letzten Jahren wurde verstärkt zu Kriegsfolgen und Kriegserinnerung nach 1918 im östlichen Europa geforscht. Um vorhandene Erkenntnisse zu diskutieren und neue Arbeiten zu präsentieren, fand vom 13. bis zum 15. September eine dreitägige Konferenz über „Aufopferung und Wiedergeburt. Das Vermächtnis des Ersten Weltkrieges im Osteuropa der Zwischenkriegszeit“ in Southampton statt. Veranstalter war das History Department der dortigen Universität unter der Leitung von Mark Cornwall. Diese Konferenz bildete den Abschluss einer langjährigen internationalen Zusammenarbeit zahlreicher Osteuropahistoriker, die sich bereits im Juni 2005 in Southampton und März 2007 in Budapest zu Workshops getroffen hatten. Die Fragestellung der letzten Zusammenkunft betraf die kulturell-mentale Transformation der ostmitteleuropäischen Gesellschaften in den 1920er Jahren unter der Nachwirkung des Weltkrieges. Die einschlägigen kulturgeschichtlichen Forschungen John Hornes und Jay Winters sollten um die bislang fehlenden ostmittel- und südosteuropäischen Komponenten ergänzt werden. Der Untertitel „Das Vermächtnis des Ersten Weltkrieges“ ließ den 26 Vortragenden (von drei Kontinenten) großen Raum in ihrer Themenwahl.

In seinem Eröffnungsvortrag umriss John Horne (Dublin) das weite thematische Feld der Konferenz und skizzierte die konkreten Aspekte, um die es in den folgenden Vorträgen ging. Als grundlegende Frage benannte Horne das Spannungsfeld zwischen der großen Leidenschaft, der Propaganda, der Massenmobilisierung und dem Massensterben im Krieg einerseits und der Notwendigkeit, nach Kriegsende Millionen von Soldaten, Veteranen, Invaliden, Witwen und Waisen in nunmehr friedlich-alltägliche Gesellschaften zu integrieren, andererseits. Hieraus ließe sich eine Reihe weiterer Fragen ableiten, so etwa nach den Formen der Erinnerung (u. a. Denkmäler und Friedhöfe), dem Umgang mit Kriegserlebnissen, der Eingliederung von Veteranen, der Deutung und Umdeutung des Krieges bzw. von Sieg und Niederlage, der individuellen oder kollektiven Trauer, dem Einfluss des Krieges auf die gesellschaftliche Lage der Frauen oder dem Weiterleben von Gewalt und von Männlichkeitsvorstellungen.

Die Vorträge des ersten Panels „Violence and the Politics of Defeat“ galten dem Fortleben der Gewalt nach Kriegsende. Zuerst stellte Tom Lorman (Cincinnati) mit seinem Beitrag über den Anteil ehemaliger Soldaten im ungarischen Parlament der Zwischenkriegszeit (zwischen 30-60 %) ein statistisches Gerüst zur Verfügung. Diese Soldaten trugen 1919/1920 oftmals zum Terror paramilitärischer Einheiten bei. Ihre Motivationen untersuchte Robert Gerwarth (Dublin) in einem Österreich, Ungarn und Deutschland einbeziehenden Vortrag. Dabei unterstrich er, dass die einstigen Soldaten nach dem verlorenen Krieg auf der Suche nach Sündenböcken waren, die sie in den „Fremden“, insbesondere der jüdischen Bevölkerung, aber auch den Frauen ausmachten. Nikolai Vukovs (Sofia) Interesse galt der Gewalt in der bulgarischen Nachkriegsgesellschaft. Die Niederlage, ökonomische und soziale Probleme und das Ideal nationaler Einheit benannte er als die Ursachen dafür, dass sich die fortwirkende Aggression bis in die Mitte der 1920er Jahre in Morden niederschlug.

Bezüglich der Frage der Gewalt wäre es in Zukunft sicherlich sinnvoll, danach zu fragen, in welchen Regionen und auf welche Weise die Pazifizierung der Trägergruppen von Gewalt möglich war.

Die zweite Sektion mit dem Titel „Commemoration of the Sacrifice“ begann mit Nancy Wingfields (Northern Illinois) Darstellung, wie in der Tschechoslowakei nach 1918 der Schlacht der tschechoslowakischen Legionäre bei Zborów (Juli 1917) mit Aufmärschen, Versammlungen, Gedichten, Liedern und Kriegsspielen gedacht wurde. Diese Schlacht wurde in die Tradition der Schlacht am Weißen Berg von 1620 gestellt; sie galt nachgerade als Gründungsakt der Republik. Die starke nationale Konnotation dieses Kriegsereignisses machte es den „unfreiwilligen Minderheiten“ der ČSR – Sudetendeutschen und Ungarn – nahezu unmöglich, an den Feierlichkeiten teilzunehmen. So lässt sich an der tschechoslowakischen Erinnerungspolitik in gewisser Weise die begrenzte Integrationsoption des Staates verdeutlichen.

Catherine Edgecombe (Southampton) zeichnete in ihrem Beitrag innerösterreichische Debatten über die „richtige Art“ der Kriegserinnerung nach. Dabei ging es um die Frage, ob diese Erinnerung eher österreichisch geprägt oder (groß-)deutsch sein sollte, sowie um politische Debatten zwischen Sozialdemokraten und Offizieren. Während Letztere auf ihrem Recht beharrten, ihrer Taten zu gedenken und forderten, 600 Jahre Geschichte der Habsburger nicht einfach aus dem kollektiven Gedächtnis zu löschen, sahen die Sozialdemokraten in einem positiven Bezug zu Österreich und dessen Verbindung mit dem Deutschen Reich rückwärts gewandtes Verhalten.

Der zweite Tag der Konferenz begann mit Vorträgen über „Regions under Former Occupation“. Christoph Mick (Warwick) befasste sich mit der Lage von Kriegsveteranen in Ostgalizien. Er zeigte, wie unterschiedlich Veteranen in Polen, das vor dem Krieg geteilt gewesen war, behandelt wurden, je nachdem auf welcher Seite sie gekämpft hatten. Die Höhe der Renten hing aber auch von ihrer Nationalität ab, so galten die Ukrainer Ostgaliziens als „Invaliden zweiter Klasse“. Jovana Knežević (Stanford) arbeitete in ihrem Vortrag heraus, dass sich die Lage der serbischen Frauen im Königreich Jugoslawien nach dem Krieg kaum verbesserte. Davon, dass sie während der Besetzung traditionelle Rollenmuster weitgehend abgelegt und Gleichwertigkeit mit den Männern demonstriert hatten, konnten die Frauen nicht dauerhaft profitieren. Patriarchale Verhältnisse – so Knežević – lebten weiter und die Diskurse über Frauen blieben von traditionellen Werten geprägt.

Zu ähnlichen Schlüssen gelangte auch Maureen Healy (Oregon State) im zweiten Panel des Tages über „Gender and Heroism“. Sie betonte, dass die von Frauen und Juden während des Krieges erbrachten Opfer in Österreich in den 1920er Jahren in Vergessenheit gerieten. Anders Ahlbäck (Helsinki) beleuchtete die Frage der „Aufopferung“ aus der entgegengesetzten Richtung: Er ging dem Einfluss der finnischen „Jäger“, einer im Deutschen Reich ausgebildeten Einheit von circa 1800 jungen nationalistischen Finnen, die zuerst im Baltikum und später im finnischen Bürgerkrieg gekämpft hatten, auf das Militärwesen nach. Nach dem Krieg dominierten einstige Mitglieder der „Jäger“ die finnische Armee und vermittelten als Offiziere einen regelrechten Kult der Jugend, der Leidenschaft und des sich selbst aufopfernden Kriegers. Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und das Ideal eines starken Körpers und

Charakters waren nur einige ihrer Leitprinzipien. Ahlbäck hinterfragte distanziert-kritisch den starken Nationalismus der „Jäger“, versäumte aber nicht zu erwähnen, dass die finnische Armee im Winterkrieg von 1940 ohne sie gegen die Sowjetunion chancenlos geblieben wäre.

Im dritten Abschnitt des Tages ging es um „Geographical Variants of Remembering“. Maria Bucur (Indiana) präsentierte die Ergebnisse ihrer Untersuchung über die Stellung und den Stellenwert öffentlicher Erinnerung in Rumänien. Ihr Vortrag kontrastierte den offiziellen rumänischen Nationaldiskurs der Zwischenkriegszeit, in dem der Krieg als Erfüllung jahrhundertealter Vereinigungsträume erschien, mit den tatsächlichen Formen der Erinnerung in der ruralen Gesellschaft vor allem des rumänischen Dorfes (teilweise aber auch bei den Minderheiten des Landes). Bucur konnte überzeugend darlegen, dass regionale Besonderheiten, transnationale und konfessionelle Vielfalt, Erinnerung in vielen Fällen abweichend von den Intentionen der politischen Zentrale formten. Die jeweiligen lokalen Kulte griffen dabei auf traditionelle und ritualisierte Formen des Totengedenkens zurück. Éva Fisli (Paris/Budapest) zeigte, wie in Ungarn, das sich als größter Verlierer des Ersten Weltkrieges betrachtete, das Ende des Krieges und der Verlust eines Großteils des Territoriums und der Bevölkerung als „zweites Mohács“ wahrgenommen wurde. In der Schlacht bei Mohács war 1526 die ungarische Armee im Kampf gegen die Osmanen untergegangen, das Land war danach für Jahrhunderte geteilt. Im Jahr 1926 nutzten vor allem rechtsorientierte ungarische Politiker den 400. Jahrestag der Schlacht für ihre revisionistische Propaganda. Der letzte Beitrag der Sektion über regionale Varianten der Kriegserinnerung ging mit Vesna Drapacs (Adelaide) Überlegungen zu Ende, die sich mit dem Spannungsfeld „Erinnerung“, „Macht“ und „Nation“ im Königreich Jugoslawien beschäftigten.

Das vierte und letzte Panel war den „Divided Memories“ in verschiedenen Regionen Ostmitteleuropas gewidmet. Laurence Cole (East Anglia) ging den verschiedenen Kriegserinnerungen im geteilten Tirol nach. Während das Narrativ der Deutschsprachigen von der ungerechten Niederlage und den vergebens erbrachten Opfern bestimmt war, sprachen die Italiener von der Befreiung des Trentino, von Eroberung und Italianisierung. Franz Horváth (Southampton) legte dar, dass die Kriegserinnerung der ungarischen Minderheit in Siebenbürgen eine geografisch wie zeitlich zweigeteilte war: Diejenigen Ungarn (vor allem die Soldaten), die sich nach 1918 in Ungarn niedergelassen hatten, um nicht in Rumänien leben zu müssen, suchten nach Sündenböcken, deuteten die Kriegsniederlage um und organisierten sich in Verbänden, um als Pressure-Group auftreten zu können. Das Gedenken der in Siebenbürgen verbliebenen Ungarn an ihre Gefallenen war dagegen unter den Umständen einer bedrückenden Minderheitensituation sehr verhalten. Das änderte sich nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch 1940, als Ungarn das so genannte Nord-siebenbürgen zurückerhielt. Die lokale ungarische Bevölkerung schloss sich den in Ungarn entwickelten nationalistischen und revisionistischen Formen des Gedenkens an, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass dieses primär der Herstellung einer einheitlichen Kriegsgemeinschaft dienen sollte.

Gerade die Beiträge zu den „Divided Memories“ werfen mit Blick auf die offizielle Erinnerungspolitik der ostmitteleuropäischen Staaten die Frage auf, inwieweit

die unterschiedlichen Interpretationen des Krieges lediglich Ausdruck der bestehenden gesellschaftlichen Desintegration waren und inwieweit sie aktiv zu dieser Desintegration beitrugen.

Der dritte Konferenztag begann mit einem den Kriegsveteranen gewidmeten Abschnitt. Katya Kocourek (London) untersuchte die politische Haltung ehemaliger tschechoslowakischer Legionäre und zeigte, wie „linke“ und „rechte“ Verbände um die Deutungshoheit für Vergangenheit rangen, wobei in den 1920er Jahren das Gewicht rechtsorientierter Verbände zunahm. Paul Newman (Southampton) stellte die Lage der kroatischen Veteranen und deren Einfluss auf die Gesellschaft detailliert dar. Dabei ging er vor allem auf das Problem der Invaliden ein, die mit vielen wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen hatten und sich als zweitklassige Veteranen sahen. Auch die ehemaligen Offiziere der österreichisch-ungarischen Armee, die im Krieg auf der anderen Seite als die Jugoslawien dominierenden Serben gestanden hatten, kamen mit den neuen Verhältnissen, dem Statusverlust und ihrer Zwangspensionierung nicht zurecht. Sie wollten ihre tradierten Wertvorstellungen in einer eigenen Vereinigung pflegen, die jedoch von der Belgrader Regierung verboten wurde. Julia Eichenbergs (Tübingen) Vortrag bot die ideale Ergänzung zum Thema Christoph Micks vom Vortag, befasste sie sich doch mit dem Problem der polnischen Veteranen.

Im letzten Panel standen die Jugend, die Erneuerung der Gesellschaften und ihre Remobilisierung im Vordergrund. Mark Cornwall (Southampton) zeigte am Beispiel der Sudetendeutschen, wie nach dem Krieg einerseits auf Vorkriegserfahrungen aufgebaut wurde (Wandervogelbewegung), andererseits neue Komponenten, die auf die Kriegserfahrung referierten, wie die Todesgefahr und der Topos der Selbstaufopferung in die Narrative eingebracht wurden. Veteranen wie Konrad Henlein sahen ihre „geheilte Mission“ darin, die sudetendeutsche Jugend etwa in der „Jungmannschaft“ für den völkischen Kampf zu formen. Martin Zückert (München) schilderte die Ambition der tschechoslowakischen Armee, ein Gegenmodell zur Habsburgerarmee zu verwirklichen. Die Zielsetzung war, demokratisch orientierte und bewusste Soldaten auszubilden. In der Praxis spielte die auf die Legionäre des Weltkrieges zurückgeführte Militärtradition jedoch eine größere Rolle für die innere Ausrichtung des Heeres, was wiederum die Integration der Minderheiten erschwerte. Zückert verwies jedoch auch auf die Notwendigkeit, die Weiterentwicklung von Militärtraditionen und ihre mobilisierende Kraft für die Zeit der 1930er Jahre zu untersuchen. Valentin Săndulescu (Budapest) beendete schließlich das letzte Panel mit einem Vortrag über die rumänische „Eiserne Garde“. Eines der Ziele dieser Bewegung war, der Jugend Werte wie Maskulinität und Gesundheit nahe zu bringen, dazu organisierte man unter Einbeziehung von Kriegsveteranen Sportübungen, Arbeitslager und soziale Projekte.

Den Abschluss der Konferenz bildeten die resümierenden Bemerkungen Jay Winter (Yale). Ostmittel- und südosteuropäische Formen der Kriegserinnerung – so Winter – seien vor allem aufgrund der im Vergleich zum Westen viel höheren Kriegsverluste ein wichtiges Thema. Infolge des hohen angestauten Aggressionspotenzials (die Kriegshandlungen endeten an vielen Orten erst 1920-1921), tradierter Männlichkeitsvorstellungen und einer fortlebenden Ikonografie des Krieges sei

der Grad der „kulturellen Demobilisierung“ zudem niedriger gewesen als in den Gesellschaften Westeuropas. Winter wollte aber nicht so weit gehen wie George Mosse, der in dieser Brutalisierung der Lebenswelt die Ursprünge faschistischer Bewegungen verortete. Vielmehr verwies er einerseits auf ältere Traditionen der Konfliktlösung durch Gewalt, andererseits sprach er vom „Alptraum zerstörter Körper“ der Invaliden, die jahrelang das öffentliche Straßenbild bestimmten und nicht zuletzt die Veteranen, Witwen und Waisen an ihre Verluste und Erlebnisse erinnerten. Zudem betonte er, wie nötig gerade in dieser Hinsicht weitere Forschungen seien: Es wäre an der Zeit, endlich eine Kulturgeschichte des Ersten Weltkrieges aus transnationaler Perspektive zu schreiben und zugleich auch auf den Ebenen der Lokal- und Familiengeschichte Erinnerungsarbeit zu leisten.

Mit Jay Winters Resümee endete die Konferenz „Sacrifice and Regeneration“ und damit auch das an der Universität Southampton angesiedelte Projekt über Kriegserinnerung. Die Ergebnisse – die Dissertationen von Catherine Edgecombe und Paul Newman, sowie der Tagungsband dieser Konferenz – werden sicher zum besseren Verständnis der ostmitteleuropäischen Gesellschaften in der Zwischenkriegszeit beitragen. Neben der von Winter eingeforderten transnationalen und der mikrohistorischen Perspektive wird es für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kriegserinnerung und Kriegsfolgen in Ostmitteleuropa wichtig sein, die Perspektive auf die Kriegsjugend- und Nachkriegsgeneration auszuweiten.